

Zusammenfassung

Referat in Stapelfeld am 22. 2. 2017

Warum wir hassen

Freundschaft und Hass in der Begegnung mit dem Fremden

„Ich hasse und liebe. Vielleicht fragst du, warum ich das tue:

Ich weiß es nicht, aber spüre es so und ich quäle mich ab.“ So lautete ein Vers des römischen Dichters Catull. 2000 Jahre später gab Sigmund Freud seine Antwort auf diese Frage:

„Niemand sind wir so verletzlich, als wenn wir lieben.“

Tiefgreifende seelische Verletzungen in unserer Lebensgeschichte insbesondere in der Kindheit aber auch späterhin noch können zu Hass führen. Übersehen werden, ständige Entwertung, erlittene und beobachtete Gewalt können die Gründe dafür abgeben. Diese werden oftmals gar nicht mehr erinnert, können aber dennoch eine unterschwellige ständige Alarmbereitschaft und negative Vorurteilshaltung bewirken. Möglich ist auch eine Identitätslosigkeit und innere Leere, wenn die Erinnerung an Schmerz und Schrecken aus dem Gedächtnis verbannt wird und im Rahmen dieser Abwehr auch positive Erfahrungen verblassen. Zugleich kann eine sadistische Gewissensbildung zu inneren Großinquisitoren – so genannten Introjekten – führen, die mit ihren befehlsartigen Normen mir ständig meine Wertlosigkeit vorhalten.

Hass kann dann eine Wandlung herbeiführen: Ich spüre nicht mehr von innen her die (vermeintliche) Nichtswürdigkeit meiner Existenz, sondern mache die bei anderen aus. Insbesondere bei denen, die mir fremd sind und von meinen eigenen verinnerlichten Normen, bzw. Befehlen abweichen oder abzuweichen scheinen.

Die Lebensgeschichte von Anders Breivik, der im Juli 2011 in Norwegen 77 Menschen – vorwiegend junge Sozialdemokraten – umbrachte, ist ein bedrückender Beleg dafür. Sein Motiv: Die Sozialdemokraten hätten zum „Massenimport von Moslems“ nach Norwegen stark beigetragen.

Das Zusammenfinden mit Gleichgesonnenen – real oder via „soziale Medien“ - lässt über einen gemeinsamen Außenfeind ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl entstehen. Dieses ermöglicht eine Ersatzheimat und das Erleben, in dieser Welt nicht einsam und hilflos dazustehen.

Gibt es Kräfte gegen den Hass? Die klinisch-therapeutische Erfahrung zeigt, dass das, was – transkulturell! - mit den frühen dialogischen Lächelspielen sich als ein „Gedächtnis der Liebe“ zu entfalten beginnt, mit nachfolgenden dialogisch-schöpferischen Begegnungen sich weiter entwickeln und eine frühe Immunität gegen überbordende Hassimpulse ermöglichen kann.

Der – reale - Augenkontakt in den Lächeldialogen und Wahrnehmung der Anflächhaftigkeit fördern Aggressionshemmungsmechanismen. Das ist auch noch späterhin bei problematischen Lebensgeschichten im Sinne einer Förderung sozialer Gesundheit möglich – wenn auch immer wieder nur mit eingeschränktem Erfolg.

In dem Referat sollen anhand von konkreten Beispielen diese Thesen verdeutlicht werden.